

51 Prozent

Was Frauen meinen, wenn sie sagen, sie seien fett



Nicole Althaus

Wer mit einer Frau zusammenlebt oder Töchter hat, die dem Kinderkörper entwachsen, kennt höchstwahrscheinlich die weibliche Statusmeldung: «Ich bin fett». Sie kann jederzeit und überall erfolgen, ist weitgehend unabhängig von Fakten, wie einer Zahl auf der Waage, und sie erlaubt die Verständigung über Sprach-, Länder- und Generationengrenzen hinweg.

«Ich bin fett», sagen nur Frauen. Aber man hört den Satz von Geschlechtsgenossinnen jeden Alters und jeder Herkunft. Und die Aussage lässt selten auf Übergewicht schliessen. Frauen jenseits des idealen Body-Mass-Indexes verkünden nicht laut, dass sie fett seien. Das tun andere für sie. Vor kurzem waren es Kandidaten in einer niederländischen Fernsehshow. «Fett oder schwanger?», hiess die Frage der Quizsendung, die vier Männer beantworten mussten, nachdem sie eine Frau hatten begutachten können, die ihnen auf einer Drehscheibe präsentiert worden war. Frauen blossstellen aufgrund körperlicher Eigenschaften im Abendprogramm des öffentlichrechtlichen Fernsehens!

Auch wenn die Frage mittlerweile aus der Sendung gestrichen wurde, ist das natürlich vorab eine Statusmeldung über das Gewicht, das Frauen haben, wenn es darum geht, in welchen TV-Formaten Steuergelder versenkt werden. Und die Frage lässt erahnen, warum Männer höchstens korpulent werden, allenfalls übergewichtig, niemals aber fett.

Noch immer ist der Frauenkörper der Ort, auf dem kulturelle, religiöse und moralische Kämpfe ausgetragen werden. Ob Kleider-Reproduktions- oder Schönheitsnormen, auch 2017 verläuft die Demarkationslinie irgendwo zwischen dem Haar und dem kleinen Zeh der Frau.

Männer haben einen Körper, Frauen sind Körper. Kein Wunder also, dass sie mit ihm und über ihn kommunizieren. Das Adjektiv «fett» ist so geschlechtsspezifisch wie die Erfahrung, dass eine Jeans, die kneift, einem nicht nur den Appetit, sondern den ganzen Tag verderben kann. Das eine bedingt das andere. Und ähnlich, wie die Inuit 50 Worte für «Schnee» kennen, haben Frauen viele Bedeutungen für das Wort «fett». Die Liste der möglichen Übersetzungen ist lang und individuell und kann hier keineswegs vollständig wiedergegeben werden. Im Grundsatz aber gilt: Sagt eine Frau: «Ich bin so fett!», muss das immer mit «Ich fühle mich nicht wohl in meiner Haut» übersetzt werden. Das erklärt dann auch, warum «Stimmt doch gar nicht, Schatz» keine gute Reaktion darauf ist. Vielmehr müsste man fragen: «Warum denn, Liebes?» Dann würde man nämlich erfahren, dass «Ich



Die Frage lässt erahnen, warum Männer höchstens korpulent werden, allenfalls übergewichtig, niemals aber fett.

bin so fett» auch heissen kann:

- Ich werde zur Frau, und das macht mir Angst. Daran müssen die Rundungen an Hüften und Schenkeln schuld sein.
- Ich bin traurig und weiss nicht warum, also muss ich abnehmen.
- Ich bin voll, und das fühlt sich komisch an, weil ich permanent auf Diät bin.
- Ich habe meine Tage.
- Ich habe keinen Masterplan für mein Leben, aber ich weiss exakt wie viele Kalorien ich zu mir nehme.
- Ich bin Mutter geworden, und das sieht man mir an.
- Ich bin 50 und habe nicht mehr die Figur einer 30-Jährigen.

Ein solches weibliches Synonym-Lexikon könnte man auch für andere körperliche Zustände verfassen. Der Bad Hair Day etwa gehört ebenfalls zu den Erfahrungen, die nur Frauen vorbehalten sind. Und auch er besagt weit mehr, als dass die Frisur nicht sitzt. Zwar hat sich in den letzten Jahrzehnten die körperliche Schamgrenze massiv verschoben. Zumindest in unserer Kultur dürfen Frauen Hosen tragen, Haar zeigen und Haut entblößen. Ein weibliches Recht auf Unkommentiertheit ihrer Physis aber gibt es bis heute nicht. Und so hängt sowohl der weibliche Status als auch das Selbstwertgefühl ganz wesentlich vom Körper ab. Das macht ihn zum lautesten, aber auch tückischsten Kommunikationsorgan, das der Frau zur Verfügung steht.

Nicole Althaus ist stellvertretende Chefredaktorin der «NZZ am Sonntag».

Alles, was Recht ist

Ausspähen unter Freunden geht durchaus



Markus Felber

Vor kurzem wurde in Frankfurt ein Schweizer verhaftet, der deutsche Steuerfahnder bespitzelt haben soll. Das rief Erinnerungen wach an die Reaktion der

deutschen Kanzlerin auf Berichte, dass ein US-Geheimdienst ihr Handy abgehört habe: «Ausspähen unter Freunden - das geht gar nicht!» Ein Geheimdienst-Experte qualifizierte Merksls Empörung unlängst als «emotionale Aufwallung wider besseres Wissen». Vermutlich zu Recht, denn einer langjährigen Regierungschefin müsste das Funktionieren der Geheimdienste geläufig sein.

Zunächst fragt sich, ob es im Umfeld von Spionage und Gegenspionage überhaupt Freunde gibt. Dazu kommt, dass die einzelnen Rechtsordnungen rein national aufgestellt sind. Die Staaten nehmen zwar ihre Spione gesetzlich mehr oder weniger an die Kandare, soweit sie im Inland tätig sind. Ausspähen von Einwohnern des eigenen Landes geht tatsächlich nicht, jedenfalls nicht ohne richterliche Genehmigung. Im Auslandseinsatz agieren Spione dagegen an eher langer Leine oder gar ohne rechtsstaatliche Kontrolle. Und das hat zur Folge, dass sie im Auftrag des eigenen Staates die Gesetze eines anderen Staates verletzen. Denn Ausspähen für fremde Mächte dürfte überall verboten sein.

Dagegen ist auch völkerrechtlich kaum ein Kraut gewachsen. Mit der Unterzeichnung der Europäischen Menschenrechtskonvention verpflichteten sich die Staaten zwar, die darin garantierten Rechte zu achten. Allerdings nur gegenüber den Menschen in ihrem Hoheitsgebiet. Verletzt ein Nachrichtendienst Grundrechte von Personen im Ausland, können die sich nicht auf die Konvention berufen. Höchstens vielleicht gegenüber dem eigenen Staat, der sie zu wenig vor den fremden Agenten geschützt hat.

Ausspähen unter Freunden geht also durchaus, wenn auch meist unter dem Mantel gegenseitiger Diskretion. Öffentliche Aufregung entsteht erst, wenn der Spion auch medial enttarnt wird.

Markus Felber war NZZ-Bundesgerichts-korrespondent.

Die E-Mail-Debatte

«Englisch lernt man sowieso, sei es über die Hitparade oder den Computer»

Französisch zuerst – da sind sich Gregor Rutz und Jacqueline Badran in ihrer Schuldebatte einig. Zu Differenzen kommt es erst beim Thema Harmonisierung

Gregor Rutz

Welche Fremdsprache soll wann in der Schule gelernt werden? Die Diskussion über das sich verändernde Bildungsniveau, die Gestaltung des Lehrplans sowie die Anforderungen an die Schülerschaft ist in vollem Gange. In Zürich stimmen wir darüber ab, ob die Primarschüler künftig bis zur sechsten Klasse nur noch eine Fremdsprache lernen sollen. Im Thurgau wird der Französischunterricht neu auf Sekundarstufe verschoben. *Qu'est-ce que vous en pensez, chère collègue?*

Jacqueline Badran

Schwierige Frage. Unter den heutigen Bedingungen tendiere ich zu nur einer Fremdsprache in der Primarschule. Studien zeigen, dass man eine Fremdsprache dann am besten lernt, wenn man zuerst eine Sprache sehr gut beherrscht. Viele Schüler haben aber bereits eine andere Muttersprache. Zwei zusätzliche Sprachen sind dann überfordernd. Insbesondere dann, wenn man nur wenige Lektionen pro Sprache hat, die Intensität also gering ist. Das ist bei den jetzigen, viel zu geringen Ressourcen an den Schulen der Fall. Aber alle Pädagogen sind sich eigentlich einig, dass wenige Lektionen kaum etwas nützen, sondern nur eine intensive Auseinandersetzung mit der Sprache. Die Formel «Je früher, desto besser» stimmt also nur, wenn man mit der Sprache täglich konfrontiert ist.

Gregor Rutz

Es sind ja eigentlich zwei Fragen. Die eine Frage ist, wie viele Fremdsprachen wann gelernt werden sollen. Hier bin ich ähnlicher Meinung. Ich finde, die Schüler sollten zuerst einmal richtig Deutsch lernen. Die heutigen Deutschkenntnisse sind meines Erachtens miserabel - immer öfter können Schulabgänger kaum mehr fehlerfrei Protokolle, Briefe oder Texte schreiben. Unter diesen Umständen muss man meines Erachtens sogar darüber sprechen, ob die Fremdsprachen nicht überhaupt erst in der Oberstufe in Angriff genommen werden sollten.

Debattierer



Jacqueline Badran, 55, ist Nationalrätin der SP aus dem Kanton Zürich. Die Biologin und Ökonomin führt ein eigenes Unternehmen im IT-Bereich.



Gregor Rutz, 44, ist SVP-Nationalrat aus dem Kanton Zürich. Der Jurist ist Unternehmer und Inhaber einer Agentur für Kommunikationsberatung.

Die zweite Frage ist, welche Sprache als erste Fremdsprache unterrichtet werden soll. Hier wiederum bin ich klar der Auffassung, dass dies Französisch sein muss - nicht zuletzt aus Gründen der nationalen Kohäsion.

Jacqueline Badran

Da bin ich gleicher Meinung. Unbedingt Französisch zuerst. Nicht nur weil es eine unserer Landessprachen ist, sondern auch weil sie schwieriger ist als Englisch. Und nicht zuletzt: Wir sollten das unbedingt zwischen den Kantonen harmonisieren. Es kann nicht sein, dass Kinder bestraft werden, wenn ihre Eltern den Kanton wechseln. Insofern bedauere ich den Entscheid des Kantons Thurgau. Besser wäre, sie hätten das Englisch in die Oberstufe verschoben, dafür das Französisch in der Primarschule intensiviert.

Gregor Rutz

Auch das sehe ich ähnlich. Bezüglich Harmonisierung bin ich jedoch anderer Meinung: Die kantonale Schulhoheit hat sich meines Erachtens bewährt. Etwas Wettbewerb tut auch im Bildungswesen gut. Zudem kann und soll man die Mentalitäten und Anforderungen in den verschiedenen Kantonen nicht über einen Leisten schlagen. Den Thurgauer Entscheid bedauere ich ebenfalls - das ist meines Erachtens wenig weitsichtig. Französisch als Landessprache muss zwingend zuerst unterrichtet werden. Englisch lernt man heute sowieso, sei es über die Hitparade, den Computer oder im täglichen Umgang, wo - leider - immer mehr Anglizismen unseren Wortschatz prägen.

Jacqueline Badran

Liegt da auch ein Grund für die von Ihnen beklagten miserablen Deutschkenntnisse?

Gregor Rutz

Ja, der erschreckende Qualitätsverlust in der deutschen Sprache der Schüler könnte tatsächlich damit zu tun haben. Wer nur noch mit Abkürzungen, Emoticons und SMS kommuniziert, kann sich letztlich nicht mehr

präzise ausdrücken. Auch wenn es vielleicht etwas altmodisch tönt: Hier helfen nur Diktate und Aufsätze. Auch die Lektüre der grossen Standardwerke müsste wieder viel mehr Gewicht haben im Schulunterricht. Hier müsste die Lehrerschaft viel mehr protestieren. Wer seine Muttersprache nicht mehr richtig beherrscht, hat auf dem Arbeitsmarkt einfach schlechtere Aussichten - das muss uns alle kümmern. Wie stehen Sie denn zur Frage, dass wir zu wenig Naturwissenschaftler haben und alle in die Phil.-Fächer strömen? Oder auch zur Frage, dass die Berufslöhne unverdienterweise immer unattraktiver wird und sich die Gesellschaft immer mehr verakademisiert?

Jacqueline Badran

Die Verakademisierung ist teilweise komplett unnötig und inakzeptabel. Von mir aus könnten man sofort die Maturitätsquote senken und dafür die Sekundarschule und die Lehre stark aufwerten. Auch die Sprachlastigkeit der Schule ist nicht unproblematisch. Insbesondere Kinder im Primarschulalter sind sehr neugierig, wie Dinge funktionieren. Das zeigen nicht nur Studien, das zeigen auch meine persönlichen Erfahrungen. Ihre Fragen können uns Erwachsene ganz schön ins Schwitzen bringen. Neulich fragte mich ein achtjähriges Mädchen, weshalb gewisse Gräser nicht so lange werden, wie andere. Dass das genetisch codiert ist, half dem Mädchen als Antwort wenig, weil es natürlich nicht wusste, was Gene sind. Kinder sind enorm zugänglich für Naturwissenschaften. Dafür gibt es immer weniger Raum im Schulunterricht, was sich später bei der Berufswahl auswirkt. Und dann jammern alle, wir hätten zu wenige Naturwissenschaftler, Ingenieure und Informatiker. Vielleicht bin ich, wie Sie auch, altmodisch. Aber ich glaube nicht, dass die Devise «Von allem ein bisschen» gut ist. Ich glaube da ebenfalls an das gute alte «Üben, üben, üben». Dafür hat es in der Primarschule bei so vielen fremdsprachlichen Fächern nicht mehr genügend Raum und zu wenige Ressourcen.

Strittis Schlagzeile

Zur Affäre um den in Deutschland verhafteten Schweizer Spion.



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GKK in Zürich.